

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 10 (1916)
Heft: 1

Artikel: Der Genossenschaftsgedanke
Autor: Staudinger, D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133765>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

machen soll! Lasset euer Feldgeschrei erschallen laut und allerorten, bis schließlich der ganze Erdball davon widerhallt!

„Es ruft, wem Christi Lehre wert:

Nicht bring ich den Frieden, ich bringe das Schwert!“

Dr. Max Friedrichs, Basel.

Der Genossenschaftsgedanke.¹⁾

Was bedeutet uns der Genossenschaftsgedanke? Was ist's, das uns trotz aller Kritik am heutigen Konsumvereinswesen, trotz allen Enttäuschungen, die uns gerade dort begegnen, nur zu immer überzeugteren Anhängern macht? Warum ist es uns so wichtig, heute, da alles Alte eine schwere Prüfung zu bestehen hat und vieles an ihm dem Untergang bestimmt zu sein scheint, von neuem und immer wieder den Genossenschaftsgedanken auf seine Wahrheit und auf seine Beständigkeit zu prüfen? Ja, er ist uns heute, was er von jeher war: ein Licht, das ins Dunkel der Erde scheint wie ein Gruß aus einer besseren Welt, das doppelt hell erstrahlt, je dunkler die Zeit ist; er ist die Hoffnung, an die sich unsere Herzen klammern. Er verkörpert uns jenen Glauben, der wohl so alt ist, wie der Krieg selbst: den Glauben, daß Kampf und Krieg nicht die einzige und nicht die endgültige Form menschlichen Zusammenlebens sei, daß erst nach der Ueberwindung dieses Kriegszustandes ein Menschheitsleben beginne, ein Leben in Gemeinschaft der Arbeit miteinander und füreinander. Dieser Glaube an die eine Herde und den einen Hirten, an ein Reich, da jeder Mensch seinen Wert habe und keiner dem anderen nur als Mittel diene, der Glaube an einen Bruderbund der Völker, das ist der lebendige Inhalt des Christentums, das ist die höchste Höhe, welche die Ethik ersteigt, das ist Kraft und Glut im Sozialismus.

Denn was trieb die Massen, was treibt uns und alle mit einem so innerlichen Zug zum Sozialismus? Gewiß ist er für viele der Erlöser aus drückendster äußerer Not, der Verheißer von besserem Brot für sie und ihre Kinder; aber was die Begeisterung und den Mut zum Opfer verleiht, was Freude giebt, auch wenn die Gegenwart noch kein Hoffen erfüllt, ja, und was sich jetzt in allen Ländern auflehnt gegen das Verhalten der Führer, obgleich es dem momentanen Vorteil recht gut zu dienen scheint, das alles stammt aus einer anderen Quelle, das kommt aus eben jenem Glauben an eine ganz andere Ordnung im Zusammenleben der Menschen und Völker,

¹⁾ Der Vortrag wurde in der Soz. Mitgliedschaft Zürich Ober- und Untersträß gehalten. Wir möchten ihn gern als einen Beitrag zur Diskussion über die Neuorientierung des Sozialismus betrachtet wissen.

Die Red.

an eine Welt, die von innen her erneut ist. Von dort her erhält jedes dunkle und arme Leben seinen Glanz, von dorthier jede noch so kleine Arbeit ihren Wert, von dorthier wird jedes noch so nutzlos scheinende Opfer bedeutungsvoll, von dorthier kam auch der Mut und der fast prophetische Weitblick jener armen englischen Arbeiter, die vor 70 Jahren wieder von neuem versuchten, den Glauben in die Tat umzusetzen: der Weber in Rochdale, die wir als die Begründer unseres heutigen Genossenschaftswesens ansehen.

Denn darauf kommt es doch vor allen Dingen an: unser Glaube mag noch so schön und erhebend sein, er hat doch nur dann wirklich Wert, wenn er sich verwirklichen läßt. Und wie steht es damit? Hat sich der Genossenschaftsgedanke als lebensfähig erwiesen? Oder begegnet er nicht immer wieder fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Müssen wir es nicht alle Tage erleben, daß es nicht geht ohne Streit und Krieg und Konkurrenz? Ja, sollte uns nicht die erschreckende Ohnmacht des Christentums heute nun endlich zeigen, daß unser sozialer Gedanke eben doch nur ein schöner Traum ist? Wollen wir uns nicht lieber damit begnügen, durch den Kampf, der ja nun einmal Losung zu sein scheint, für einen Jeden einen möglichst günstigen Platz an der Sonne zu erobern und im übrigen den Traum von einem ganz andersartigen Leben unter Menschen und Völkern fahren zu lassen?

Das ist die wichtigste Frage, die wir uns beantworten müssen: ist dem Genossenschaftsgedanken die Hoffnung auf Erfüllung beschieden oder nicht? Muß uns z. B. gerade der Weg, den das Christentum genommen, diese Hoffnung erschüttern? Zunächst sei dazu gesagt, daß ich in dem, was wir heute erleben, keinen Zusammenbruch des christlichen Glaubens sehen kann. Zusammengebrochen scheint mir die Form zu sein, in welche dieser Glaube sich kleidete, die aber vielleicht schon längst von ihm verlassen war; zusammengebrochen ist ein System, das aus dem welt-erobernden und weltumgestaltenden Christentum eine Angelegenheit persönlichen Seelenheiles und jenseitigen Lebens machte, versagt haben die Verkünder, welche sich auf die Seite und in den Dienst der anderen Mächte stellten, genau so wie auch die Verkünder des sozialistischen Gedankens versagt haben. Aber über solchen Zusammenbrüchen und solchem Versagen leuchtet nur um so heller und klarer der eigentliche christliche wie der sozialistische Gedanke, es bricht umso mächtiger der alte Glaube wieder hervor, in dem auch der Genossenschaftsgedanke daheim ist.

Fragen wir aber nun, ob und wie wir diesen Gedanken in die Tat umsetzen können, so kommt es darauf an, welchen Weg wir beschreiten. Wir erkennen, daß es nicht angeht, von dem Willen der Menschen heute einfach ein andersartiges Zusammenleben zu fordern. Wir können auch denen, die unter den heutigen Verhältnissen innerlich leiden, nicht raten, „es eben anders zu machen“. Denn nur zu gut

wissen wir, wie die ganzen Verflectungen des äußeren Lebens alle solchen Bemühungen wieder zunichte machen würden. Es mag z. B. ein Unternehmer ehrlich darunter leiden, daß er seinen Arbeitern nicht den vollen Ertrag zukommen, ihnen nicht ein besseres Auskommen und ein anderes Verhältnis zur Arbeit verschaffen kann, es mag ein Geschäftsinhaber nur mit Widerwillen alle die Kniffe und Praktiken mitmachen, welche die Konkurrenz mit sich bringt, es mag ein Arbeiter mit Schmerz sehen, wie seine Arbeit einem anderen die Verdienstmöglichkeit raubt — sie alle sind trotzdem machtlos gegen das System, gegen diese Fülle von Verkettungen, die sie immer wieder zwingen, so zu handeln, wie sie es nicht wollen. Darum mußte ja mit der Zeit die Forderung Jesu umgedeutet werden; sie schien wohl unerfüllbar in einer Welt, die uns alle zwingt, die nun heute auch die Soldaten zwingt etwas zu tun, wogegen sich sonst ihr tiefstes Empfinden aufgebäumt hätte.

Gewiß, gerade bei den Soldaten kommt es vor, daß sich der eine oder andere vom Gewissen getroffen gegen diesen Zwang auflehnt und alles auf sich nimmt, um Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Wäre aber dies der Weg auch zur Verwirklichung des Genossenschaftsideals? Müßten wir uns nicht sagen, daß ein solcher Entschluß leichter in der gewaltigen Erregtheit und Größe des gegenwärtigen Augenblicks ausgeführt wird, als im gewöhnlichen Alltag, wo dem, der mitten in einer andersartigen Umgebung, als Ausnahmemensch mit einem neuen Leben beginnen wollte, ein mühseliges, ruhmloses und erfolgarmes Dasein als einziger Lohn zu winken scheint?

Ich glaube, daß von einem solchen Menschen, der mit seinem Glauben Ernst machen wollte und sich nicht fürchtete, als „Narr“ durch die Welt zu wandern — was manchmal schlimmer sein mag als Tod — ein tiefer Segen ausgehen muß. Aber ich glaube auch, daß sein Weg immer der eines Einsamen sein muß, daß wir auf ihm unseren Genossenschaftsgedanken im Großen nicht verwirklichen können.

Es würden sich dem auch nicht nur die schweren Hindernisse äußerer Art in den Weg stellen, sondern wir würden damit auch einem Widerstand in den Menschen selbst begegnen, und zwar gerade in den wertvollen Menschen mit einem reichen eigenen Innenleben. Wir finden oft bei ihnen ein Widerstreben gegen allzu viel „Genossenschaftlichkeit“, eine Scheu, die Menschen könnten einander zu nahe rücken und einander in ihre feinsten und persönlichsten Angelegenheiten hineinreden und hineingreifen. Diese Scheu scheint mir etwas vom Edelsten und Menschlichsten in uns zu sein, und wollten wir die Verwirklichung der Genossenschaftlichkeit am falschen Ende anfangen, so könnten wir nur in einen Fehler verfallen, an dem wir auch heute noch zu leiden haben. Heute sind die Menschen gerade in dem, was individuellstes Besitztum ist, in dem keiner dem

anderen gleicht, „organisiert“; wir haben unsere Bekenntnisgemeinschaften, unsere Kirchen, und quälen einander damit, daß wir etwas regeln und in Gesetze fassen wollen, was sich doch jedem Gesetze entzieht und nur verborgen als höchste Vollendung jeder einzelnen Persönlichkeit aufblühen kann. Soll der schöne Grundgedanke solcher Gemeinschaften — eben die Versinnbildlichung der einen Herde — wieder rein zum Ausdruck kommen, so wird vorher diese Regelung des Unregelbaren aufhören müssen. Und es wird vorher in viel trivialerer und einfacherer Weise eine Gemeinsamkeit der Menschen nicht nur vorgestellt, sondern wirklich geschaffen sein müssen, eine Gemeinsamkeit und eine Regelung nämlich da, wo wir wirklich auf einander angewiesen sind, wo wir als Einzelne nichts sind, und wo heute noch Vereinzelung, Konkurrenz, Kampf und Streit herrscht: in den wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen, in der Beschaffung von notwendigsten Lebensgütern, von Wohnung, Kleidung, Nahrung.

* * *

Darin scheint mir nun das Große unserer modernen Konsumgenossenschaft zu liegen. Sie will, als Ergänzung des Christentums, dessen Forderungen erst wirklich erfüllbar machen, indem sie ihm die Grundlage schafft; sie will mit der Regelung menschlicher Beziehungen nicht dort anfangen, wo es am schwersten ist, sondern dort, wo sich schon heute die Notwendigkeit einer solchen Regelung klar erwiesen hat und wo sich keine unüberwindlich scheinenden Hindernisse in den Weg stellen. Indem sie zunächst in die Verteilung und die Produktion der allernotwendigsten, verbreitetsten und undifferenziertesten Güter eine neue Ordnung einführt, ermöglicht sie sich zugleich einen nur denkbar großen Mitgliederkreis. Das ist nicht nur wichtig für eine umfassende Verwirklichung des Genossenschaftsgedankens, sondern ist auch einfach Lebensbedürfnis für eine Vereinigung, die sich auf den Absatz, auf den Verbrauch von Gütern gründet. Sie kann nur etwas bedeuten, wenn sie viele Menschen umfaßt. Darin liegt ja — wenn ich Bekanntes und Oftgesagtes noch einmal erwähnen darf — der Unterschied zwischen diesen Genossenschaften und solchen, die, ohne vom geregelten Absatz auszugehen, gemeinschaftlich Güter produzieren und auf offenem Markte mit Gewinn verkaufen: diese haben an einer großen Mitgliederzahl kein Interesse, sie bergen aber vor allem die Gefahr in sich, daß der Genossenschaftsgedanke leicht vom Profitinteresse überwuchert wird. Wo dieses vorhanden ist, droht dem Gemeinschaftsleben Gefahr, wo einer am andern Profit macht, ist die Genossenschaft unmöglich. Auch die Konsumvereine tragen einen Rest von Profitwirtschaft an sich, wenn sie an Außenstehende verkaufen, mag man auch immerhin einwenden, daß hier niemand gezwungen ist, außen zu bleiben. Sonst haben sie aber, durch den Rochdaler Modus der Ueberschußverteilung auf den Warenbezug des Mitgliedes, das

Profitmachen in ihrer Mitte wirklich ausgeschaltet. Wenn wir auch gerade den Wert dieser Verteilung der Ueberschüsse noch für sehr umstritten halten, so dürfen wir doch sagen, daß wir im ganzen in der Konsumgenossenschaft einen glücklichen Anfang sehen, wenigstens auf einem Gebiete des menschlichen Zusammenlebens, in der Herstellung und Verteilung der täglichen Bedarfs Güter, Genossenschaftlichkeit, so wie wir sie verstehen und andeuteten, wahr zu machen.

Was ist damit gewonnen? Wir müßten von Marx nichts gelernt haben, wenn wir nicht einsehen wollten, daß damit ein großer Schritt, wenn auch ein erster, getan ist. In den ökonomischen Beziehungen ist damit die Grundlage für eine friedliche Gemeinsamkeit gegeben, für ein höheres geistig-sittliches Leben, das sich nicht willkürlich auf eine ganz anders geartete Grundlage aufbauen läßt, auf eine Wirtschaft, die es immer wieder zu vernichten drohte. Dort muß zuerst Genossenschaft erbaut sein, damit der Geist, den wir ersehnen, darin wohnen könne. So kann die konsumgenossenschaftliche Organisation für den Einzelnen, für das Volk wie für die Menschheit eine unermessliche Bedeutung haben.

Eine Teilnahme an jedem höheren geistigen Leben ist für den Einzelnen erst recht möglich, wenn die Grundlage seines Daseins, das tägliche Brot, sicher gestellt ist. Zu dieser Sicherstellung verhilft ihm die Genossenschaft, indem sie ihn nicht nur als Konsumenten vor Ueberschneidung schützt, sondern ihm auch als produzierenden Arbeiter Verdienstmöglichkeiten gewährt und verhütet, daß seine gewerkschaftlich erworbenen Verbesserungen wieder verkürzt und vernichtet würden. Nur andeutend möchte ich hier auf die wertvollste Gabe hinweisen, welche die Genossenschaft dem Einzelnen verleiht, der seine Arbeit in ihr findet: die andere Einstellung zu dieser Arbeit, das Verhältnis zu ihr, das so erst ein sittliches und ein schönes werden kann. Ist es nicht überhaupt die Vorbedingung einer Menschengemeinschaft, daß „der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit“?

Wir sahen schon, wie heute alle Versuche, mit Genossenschaftlichkeit Ernst zu machen, sich reiben müssen und zugrunde gehen an der Zerrissenheit des Volkslebens. Die politische Zerrissenheit ist ja eine Folge der wirtschaftlichen; Gemeinschaft in Kommune und Staat ist nicht möglich, wenn Krieg im Wirtschaftsleben herrscht, und erst wenn dort die Abgründe überbrückt sind, wird in der Politik eine fruchtbare Auseinandersetzung von Anschauungen und Meinungen einsetzen können.

Zwei Abgründe sind es vor allem, die das Volksleben heute zerreißen, zwei Gegensätze, die die Genossenschaft überbrücken können muß, wenn sie den Grundgedanken wahr machen will, den wir in ihr sehen. Es sind die Gegensätze zwischen den Produzenten

untereinander wie zwischen ihnen und den Konsumenten, und der Kampf zwischen den Besitzern der Arbeitsmittel, des Kapitals, und denen der Arbeitskraft, zwischen Unternehmer und Arbeiter.

Die Auflösung des ersten Gegensatzes durch die Genossenschaft ist uns besonders geläufig. Sie vollzieht sich durch die neue Orientierung der Wirtschaft von selbst. Indem die Produktion um des Profites willen ersetzt wird durch die Produktion um des Bedarfes willen, indem die Vereinigung der Konsumenten selbst ihre Güter sich herstellt, werden die Zwiespälte aufgehoben. Und wir sehen tatsächlich die Möglichkeit eines friedlichen Ineinandergreifens aller Tätigkeit, wo heute noch ungeregelte Konkurrenz und Uebervorteilung herrschen und alle Beziehungen der Menschen untereinander durch Mißtrauen verderben.

In gleicher Weise wird auch der heute so weit klaffende Riß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter überbrückt. Denn die Genossenschaft umfaßt ihre Mitglieder ja nicht nur als Konsumenten; sie kann diese, sobald sie einmal stark genug ist, auch als arbeitende, produzierende Menschen in geregelte Beziehungen zu einander setzen. Im Arbeiter, der in dem Betriebe schafft, dessen Besitzer er wie die anderen ist, im Beamten, der die Geschäfte des Unternehmens für sich und seine Genossen erledigt, ist jener Gegensatz verschwunden. Und Schritt um Schritt kann auch hier eine Arbeitsgemeinschaft wachsen, die nicht mehr, wie die heutige Scheingemeinschaft der Betriebe, durch Bitterkeit von beiden Seiten vergiftet ist.

Sehen wir nun so für das Volksleben die Möglichkeit vor uns, den Krieg durch friedlichen Wettbewerb zu ersetzen, so ersteht wohl unwillkürlich die Frage, ob das, was für das Volk im Innern gelten kann, nicht auch für die Völker untereinander gilt? Diese Frage brennt uns heute wie keine andere und steht mit ihrer ganzen ungeheuren Bedeutung vor uns. Können wir sie mit einer einfachen und eindeutigen Formulierung beantworten? Aber wenn uns auch die Größe des Problems davon zurückhält, das Eine sollten wir doch immer wieder betonen und können es nicht oft genug tun: wenn von den Grundlagen eines dauernden Friedens die Rede ist, darf die Vergenossenschaftlichung der Wirtschaft nicht vergessen werden. Und gerade da haben wir eine Grundlage, an deren Befestigung wir alle mitarbeiten können, bei der wir nicht nur fordernd oder hoffend an andere herantreten müssen. Wir sind davon überzeugt, daß die vielen inneren und äußeren Gründe, die zum Kriege führen, in der heutigen Form unserer Wirtschaft, eben im Profitkapitalismus, ihren starken Halt haben und daß dort eine der mächtigsten und verzweigtesten Wurzeln des Krieges liegt. Darum zielt ja alle sozialistische Arbeit für den Frieden auf die Abschaffung des Privatkapitals hin.

Die Abschaffung des Privatkapitalismus. Wie sie erreicht werden wird und kann, darüber zu reden ist hier nicht die Aufgabe und ist heute wohl besonders schwer. Das aber kann man sich vielleicht sagen: statt nur auf eine Verstaatlichung reifer Monopolbetriebe zu warten, die ja wohl kommen mag, die aber — je nach unserem Verhalten — im Gewande des Staatssozialismus ein Stück Despotismus bedeuten kann, statt auf einen Zusammenbruch zu warten, der dann vielleicht dem Volke die Herrschaft über das Wirtschaftsleben in die Hand giebt, eine Herrschaft, für die uns die heutige wirtschaftliche Anarchie und Konkurrenz nicht vorbereitet hat, statt dessen arbeite man da, wo man kann, schon heute an der schrittweisen Abschaffung des Kapitals durch die Genossenschaft. Ob und wie das andere kommt, wissen wir nicht; wir wissen aber, daß wir mit einem jeden Franken, der in unsere Genossenschaftskasse statt in irgend eine Geschäftskasse wandert, mit jedem Arbeiter, dem wir im genossenschaftlichen Betriebe Beschäftigung geben können, das Privatkapital schwächen. Auf diese Weise wird es kaltgestellt, ausgehungert.

Bei all dem Gesagten mag uns aber schon ein Bedenken aufgestiegen sein. Nicht das Bedenken, das wir Genossenschaftssozialisten ja immer hören müssen, daß es nämlich mit dieser Sozialisierung der Wirtschaft zu langsam gehe; nicht die anderen Bedenken, ob nicht doch Verstaatlichung daneben hergehen müsse, oder was derlei Einwände mehr sein mögen; sie sind alle wichtig, aber ihre Beantwortung liegt uns heute nicht ob; denn teils hängt diese einfach von unserem eigenen Verhalten ab, teils müssen wir sie späteren Generationen überlassen und dürfen das auch ruhig, wenn wir nur dem einen Bedenken befriedigend entgegentreten können, worin mir unsere ganze Frage zu ruhen scheint: ist es denn wirklich so sicher, daß mit einer solchen Vergenossenschaftlichung der Wirtschaft nun auch das Zusammenleben der Menschen sich einstellen wird, an das wir glauben und nach dem sich das Beste und Edelste in uns sehnt? Immer wieder fühlen wir darin unsere Bestimmung, kann uns die Genossenschaft ihr wirklich näher führen?

Zeigt nicht vielleicht schon ein Blick auf unser heutiges Genossenschaftswesen, daß solch ein Zweifel nicht unberechtigt ist? Und bei einer weiteren Entwicklung, wäre es da nicht möglich, daß aus der Leitung großer Genossenschaftsverbände sich ein neuer Despotismus herausbilden könnte? Können nicht organisierte Konsumenten auch zu Ausbeutern werden? Könnten nicht bestimmte Produzenten- und Angestelltengruppen eine neue Art von Herrschaft für sich zu rechtmachen? Und wenn solche Möglichkeiten schon im Innern eines Genossenschaftsverbandes auftauchen, was stellen sich erst für Fragen ein im Hinblick auf das Völkerleben?

Und damit stehen wir nun vor der anderen Gefahr, der wir ausweichen müssen, soll die Verwirklichung unseres Genossenschaftsideals möglich sein: haben wir zuerst gesehen, daß wir diesem Gedanken gewissermaßen einen Körper durch die Gestaltung des Wirtschaftslebens geben müssen, so werden wir nun daran gemahnt, daß dies eben der Körper ist und bleibt, daß wir in ihm nur den Grund sehen dürfen, über dem sich das schöne Bauwerk der Zukunftsmenschheit einst wölben soll; gewiß nicht ohne ihn, aber ebenso gewiß nicht von ungefähr ohne unser Zutun. Die Wirtschaftsgenossenschaft ist das Gefäß für den Gemeinschaftsgeist; notwendig, aber eben doch nur Gefäß, und kann deshalb, lassen wir es leer, auch mit anderem Geist erfüllt werden.

Darum bleibt uns nun als Aufgabe ein Doppeltes: Getreu der Erkenntnis, die wir Marx verdanken, müssen wir am wirtschaftlichen Unterbau der Gesellschaft in Treue Stein um Stein fügen; festhaltend aber am Grundsatz, daß der Geist allein lebendig macht, müssen wir unablässig durch unser persönliches Verhalten, durch unser Zusammenleben mit den anderen dafür sorgen, daß dieser Bau mit einem wahrhaft sozialen Geiste erfüllt werde. Das aber ist kein loses Nebeneinander, sondern harmonisch und befruchtend greift hier eine Aufgabe in die andere ein. Im Rahmen der Genossenschaft ist der beschämende Gegensatz zwischen Lehre und Leben aufgehoben; denn die Pflege des Geistes ist Bedingung für äußeres Wachsen der Gemeinschaft, und je größer diese ist, um so einflußreicher wird ihr Geist sich kund tun.

* * *

Wir haben nun in der Schweiz, wie in den meisten Ländern, ein kräftig entwickeltes und blühendes Konsumgenossenschaftswesen vor uns. In einer Zeit, da so manche Organisationen einen anderen Geist offenbarten, als man in ihnen wähnte, wo wir uns mit Kirchen, Parteien, Gewerkschaften, Frauenorganisationen auf einmal neu auseinandersetzen und ihr Wesen und Verhalten an den Zielen messen müssen, die wir unserem Leben und Arbeiten gesteckt haben, da ist es wohl selbstverständlich zu fragen, ob wir von der Konsumvereinsbewegung, so wie sie heute ist, erwarten dürfen, daß sie uns diesen Zielen näher bringt. Beantworten läßt sich diese Frage heute nicht. Aber wie bei den anderen Bewegungen, so haben wir auch hier die Beantwortung zum größten Teil selbst in der Hand; die Frage nach der Zukunft unserer Genossenschaft richtet sich an unser Aller Willen, nun ganz anders als bisher, vor allem wärmer, lebendiger und gläubiger an die Doppelaufgabe, von der wir sprachen, heranzugehen.

Der äußere Stand der Bewegung berechtigt gewiß zu guter Zuversicht. Die Konsumvereine haben gerade während der Kriegszeit Wichtiges geleistet, mag auch nicht jede Kritik unberechtigt gewesen sein. Ihre Bedeutung ist auch mehr als je anerkannt worden und trotz der großen Schwierigkeiten, die sie heute überwinden müssen, werden sie gewiß durch den Krieg nicht erheblich geschwächt werden; bringt er doch gerade mit Gewalt eine Entwicklung zur wirtschaftlichen Zentralisation in Fluß, die auch die genossenschaftliche Wirtschaftsform fördert.

Wenn also das äußere Bauwerk unserer Bewegung fest und sicher zu sein scheint, so bedeutet das doch nicht, daß wir in dieser Hinsicht keine Aufgaben vorfinden. Das Erste ist natürlich die einfache, selbstverständliche genossenschaftliche Treue, die heute geübt werden muß, um die Organisation nicht doch erschüttern zu lassen. Diese Treue muß gelten, auch wo nicht eitel Freude und Zufriedenheit herrscht, und wir sollten sie bei den Einzelvereinen auch dem Schweizer Verbands gegenüber zu erreichen suchen. Darüber hinaus aber scheint mir hauptsächlich nach drei Richtungen hin ein äußerer Ausbau wichtig zu sein: im Hinblick auf die Eigenproduktion, auf den Erwerb von Grund und Boden und auf die Ansammlung größerer Mengen eigenen zinsfreien Kapitals.

Es ist nach all dem, was über die Bedeutung der Genossenschaft für ein neues menschliches Zusammenleben gesagt wurde, unnötig, die Wichtigkeit dieser Forderungen auseinanderzusetzen. Die wirkliche Befreiung des konsumierenden wie des arbeitenden Menschen, die Ueberbrückung der wirtschaftlichen Gegensätze ist ja erst mit der genossenschaftlich geregelten Produktion möglich. Und davon haben wir hier in der Schweiz noch nicht allzu viel. Sie kann aber nur kommen, wenn jeder Einzelne an seiner Stelle dazu beiträgt. Daß jeder Genossenschafter vor allen anderen Marken die seines Verbandes verlangt, daß er dafür sorgen hilft, sie zu verbessern und immer zufriedenstellender zu machen, das ist die Vorbedingung für die Ausbreitung der Eigenproduktion; und auch diese Vorbedingung ist bei uns noch wenig vorhanden.

Wie die Wurzel aller Unfreiheit, Ungerechtigkeit und Ausbeutung im Privatbesitz an Grund und Boden liegt, so kann die Genossenschaft auch erst so recht Befreiung und Gerechtigkeit bringen, wenn sie dort Fuß faßt. Vielleicht haben wir uns zu sehr daran gewöhnt, hier die Hoffnung und Erwartung einzig auf Staat und Gemeinde zu setzen. Aber auch hier sollten wir selber tun, was in unseren Kräften steht; um so eher wird das andere kommen. Sei es nun durch Bau- und Gartenstadtgenossenschaften, sei es durch Konsumgenossenschaften, die Hauptsache ist, den Grund und Boden wenigstens Stück für Stück aus der Hand des Kapitalismus und der Spekulation zu befreien; und dies eben

nicht nur zu Produktions-, sondern auch zu Wohnzwecken. In einer genossenschaftlichen Wohnkolonie können die wichtigen Fragen des genossenschaftlichen Lebens selbst erst recht in Angriff genommen werden.

Vorbedingung für einen solchen Ausbau unserer Bewegung ist aber der Besitz genossenschaftlichen, und zwar zinsfreien Kapitals, d. h. eine viel weitergehende Stärkung der Reserven. Dem steht nun heute vor allem die fest eingebürgerte Gewohnheit der Ueberschußverteilung im Wege. Mehrere Millionen werden alljährlich in der Schweiz wieder aus den Genossenschaften herausgezogen und in die Hände der Einzelnen gelegt. Aber freilich, wie gern strecken sich diese oft so leeren Hände der kleinen Summe entgegen, und wie schwer wird es halten, hier einige Prozente abzuziehen, ganz zu schweigen von einer Aufhebung der altgewohnten Rückvergütung! Ja, wenn diese Frage auch hin und wieder besprochen wird, so doch nur in der Rücksicht auf die Alternative: entweder niedrigere Preise oder Rückerstattung; aber noch selten wird betont, daß die Genossenschaft, wenn sie die Konkurrenz mit der Kapitalwirtschaft wirklich aufnehmen will, es dieser auch gleich tun und unter Verzicht auf Einzelvorteile das ganze Unternehmen stark und leistungsfähig machen muß. Die ganze Rückvergütungsfrage ist zu vielseitig, um sie hier behandeln zu können; aber sie wird uns gewiß in der näheren Zukunft oft beschäftigen, denn sie ist ungeheuer wichtig. Sie ist es vielleicht auch gerade deshalb, weil sie besonders deutlich zeigt, wie die Bewegung ins Stocken und Stagnieren geraten kann — von möglichen Irrwegen zu schweigen — wenn mit der Stärkung nach außen nicht eine bewußte und unermüdlige Pflege des inneren Lebens in den Organisationen Hand in Hand geht.

Ohne diese sind alle die angedeuteten Aufgaben nicht zu lösen, sie muß unsere erste und angelegentlichste Sorge sein. Aber sie ist nicht ganz einfach. Dieser innere Ausbau hinkt heute schon etwas nach und wir haben es dabei nun schon mit ausgedehnten Vereinen, mit großen Menschenmengen zu tun. Auch kommt einem solchen Bestreben die heutige „Neutralität“ unserer Genossenschaften nicht gerade entgegen. Es ist einigermaßen schwer, Gemeinsamkeit zu betonen und zu pflegen, wo durch die Fraktionenteilung der Krieg schon im eigenen Hause ist. Und so wenig man annehmen kann, daß eine nur aus Sozialdemokraten bestehende Genossenschaft ohne weiteres eine solche im wahren Sinne des Wortes sein muß, so wenig wird sich doch leugnen lassen, daß unter Menschen mit einem einheitlich auf eine neue und sozialistische Zukunft gerichteten Willen sich genossenschaftliches Leben besser pflegen lassen wird, als bei einem Mitgliederkreis wie wir ihn heute haben. Auch bei dieser Frage muß ich mich heute beschränken und möchte nur das sagen: statt etwa neben den bestehenden nun reine sozial-

demokratische Konsumvereine gründen zu wollen, komme es uns lieber vor allen Dingen darauf an, eben jenen einheitlich auf die Zukunft gerichteten Willen zu wecken. Und solange der in unseren eigenen Reihen noch nicht völlig zur Geltung gekommen ist, haben wir da Aufgaben genug vor uns liegen. Damit sei aber nicht gesagt, daß für unsere genossenschaftliche Betätigung die Konsumvereine das einzige Wirkungsfeld seien.

Sie können hier nur ganz kurz angedeutet werden und es mögen sich neben den hier als Beispiel genannten Möglichkeiten noch ebenso viele andere zeigen. Vor allem sollte durch Veranstaltung häufiger kleiner Zusammenkünfte — am besten vielleicht als sogenannte Verkaufsstellenversammlungen — Gelegenheit zur Aussprache, zur Aufklärung und auch zum Anbringen von Klagen oder Vorschlägen gegeben werden. Ein rechter Genossenschaftler fühlt eben das Bedürfnis, nicht nur Bescheid zu wissen, sondern auch seine Wünsche und seine guten Gedanken laut werden zu lassen, und solange man ihm dazu nicht am rechten Ort Gelegenheit giebt, wird er es immer wieder am falschen tun, vorm Ladentisch, in anderen Versammlungen, in Zeitungen. Das gilt für den Schweizerischen Verband wie für die Einzelvereine.

Wenn wir die Genossenschaft zu einem Schutz gegen allerlei Ausbeutung und zu einem Wege zur Freiheit machen wollen, so sollten wir doch wohl auch daran gehen, in ihr und mit ihr einen argen Ausbeuter und Freiheitsberaubter zu bekämpfen: den Alkohol. Auch da liegt eine Aufgabe, die wir nur durch unermüdbliche Kleinarbeit bewältigen werden.

Schließlich sei noch auf zwei Punkte hingedeutet, die für den inneren Ausbau der Bewegung mir unerlässlich zu sein scheinen: die Angestellten der Genossenschaft sollten auf allerlei Weise so herangezogen werden, daß sie sich weniger als Angestellte und mehr als Genossenschaftler fühlen. Daß dabei auf allen Seiten gearbeitet werden muß, ist selbstverständlich; als Frucht der Bemühungen würde sich aber Freude am Beruf, Pflichttreue, gegenseitiges Vertrauen und Entgegenkommen und fürs Ganze ein gesundes Gedeihen einstellen müssen. Die andere Aufgabe scheint heute ihrer Erfüllung schon ein wenig näher gerückt zu sein: es ist die weitergehende Beteiligung der Frau innerhalb der Genossenschaft, die sich einerseits durch ein größeres Maß von Rechten, d. h. durch bessere Vertretung in den Behörden u. s. w., andererseits durch stärkere Heranziehung zu Pflichten und Aufgaben ausdrückt. Mag man der Frau einen größeren Konservatismus, ein geringeres Verständnis für gemeinsame Aufgaben auch mit einem gewissen Rechte vorwerfen, so ergreift sie doch andererseits alles, wofür sie einmal gewonnen ist, mit inniger Hingabe und Begeisterung und kann auch opfern und Großes leisten, wo sie liebt. Sorgen wir dafür, daß sie die Genossenschaft lieben lernen kann.

So wären wir von den größten Fragen, die uns bewegen können, von der Frage nach der Berechtigung und der Grundlage unseres Glaubens, hinuntergestiegen in die kleinen Aufgaben der Alltäglichkeit und so mag sich hie und da der alte Spott vom genossenschaftlichen Kohl und Mehlsack wieder regen. Wir halten ihn für Unrecht. Wollen wir uns ein Bild machen von der äußeren Form eines künftigen sozialen und friedvollen Lebens der Menschen, immer wieder werden wir auf die genossenschaftliche stoßen müssen; warum also sollten wir unsere Kleinarbeit in ihr gering oder alltäglich achten, wo doch dieser Alltag voller Zukunftshoffnung sein darf? Wie kann sie uns verächtlich sein, wenn wir, um sie recht zu erfüllen, den ganzen Menschen und das Feinste und Beste in ihm, einsetzen müssen? Hier sollte uns nie das Gefühl dafür verlassen, was es heißt: Sozialist sein.

Wenn uns aber die Mühseligkeit der Kleinarbeit niederdrücken oder mit Zweifel erfüllen will, so seien wir doch eingedenk, wie eine Mutter ihrem Kinde bei aller Unvollkommenheit und Unart doch unerschöpflich Liebe und Vertrauen schenkt, weil sie die ewige Seele in ihm spürt, die sie heranziehen und veredeln möchte. So sei uns auch immer in der Genossenschaft die große Idee vor Augen, die, wenn auch noch verhüllt, in ihr wohnt und die wir ans Licht bringen sollen. In ihrem Dienste wird unser Leben geadelt und unser Alltag erleuchtet werden.

D. Staudinger.

Neujahr.

Der erste Tag im neuen Jahr brach an.
Im Osten stand ein heller Schimmer schon.
Ich lag halb wach, halb schlafend, da und sann —
Da klang's durch's Fenster wie Posaunenton.

„Ein' feste Burg ist unser Gott..." — es schien
Das starke Lied von Luther, wohlbekannt.
Doch wie ich freudig näher horchte hin,
War's eine Hymne an das Vaterland.

Mit Trommelwirbel zogen sie davon.
Mir aber wurde sonderbar dabei:
So bleibt im neuen Jahr der alte Ton,
Als ob nicht bald genug des Tötens sei?

Ach, warum dämpft ihr noch des Herzens Schrei
Nach Liebe, die vor keiner Schranke hält?
Als ob das Vaterland das höchste sei
Und Liebe nicht das Grundgesetz der Welt?